

Es gab solche und solche...

Kapitel 1.

Sorglos...

Dies ist die Geschichte eines kleinen Jungen. Siegfried Kaesse, geboren am 15. Juli 1936 in Tannenwalde. Einem kleinen ostpreußischen Vorort nördlich von Königsberg gelegen. Königsberg, einst Krönungsstadt der preußischen Könige, Heimat und Schaffensort des Philosophen Immanuel Kant (1724-1804).

Eine sehenswerte Stadt mit Dom, Schloss, alter Börse, unzähligen stattlichen Bürgerhäusern. Der Stadt, in der es sich leben ließ. Um den Schloss- und Oberteich flanieren, Baumkuchen und Marzipanspezialitäten im Café Schwermer genießen. Nach interessanter Lektüre in Europas damals größter Sortimentsbuchhandlung Gräfe & Unzer stöbern, in der Ostpreußenhalle Konzerte genießen – langweilig wurde einem in der Stadt am Pregel sicher nicht.

Noch im Juli hatte die Stadt das 400jährige Bestehen der evangelischen Albertus-Universität gefeiert. Zwar gab es auch in Königsberg seit 1939 Lebensmittelmarken, aber in dieser Region des „Deutschen Reiches“ gab es noch genug Vorräte. Das Leben hatte noch immer Schönheit, noch immer Glanz.

Sommer 1944, der Zweite Weltkrieg dauerte nun schon fast fünf Jahre und immer mal wieder flogen alliierte Luftverbände über die Stadt. Aber in erster Linie schienen die Bomber einfach nur die Route über Königsberg hinweg zu nehmen, weil es der kürzeste Weg der Alliierten ins Zentrum von Hitler-Deutschland war.

Auch kamen immer mehr Kriegsversehrte auf Krücken durch die Stadt, und doch war der Krieg eher etwas, was man im Radio verfolgte. Im Volksempfänger, in dem man seit Stalingrad die Durchhalteparolen hörte, die unverdrossen den Endsieg propagierten. Der Endsieg, an dem kaum jemand zweifelte - und auch niemand zweifeln durfte... Der Krieg musste doch gewonnen werden, sonst wäre ja alles umsonst gewesen...

Dass Königsberg selbst doch noch Ziel schwerer Angriffe werden würde, das konnte sich allerdings kaum jemand vorstellen.

Es war ein schöner heißer Sommer '44, das Leben pulsierte, die Menschen genossen den Sonnenschein und ihre geschichtsträchtige Stadt. Wie sicher die politisch Verantwortlichen in Berlin diese Region einschätzten, zeigten die vielen Kinder, die zügewise nach Königsberg und Umgebung in die Kinderlandverschickung gefahren wurden, um den Bombenangriffen in Berlin zu entgehen.

Auch die Siegfrieds Familie hatte so ein Kind aufgenommen, den kleinen Jürgen. Er muss drei bis vier Jahre alt gewesen sind und für Siegfried war es sein „Pflegebruder“.

Hugo und Frieda Kaesse waren gläubige Protestanten und sahen es als ihre christliche Pflicht an, so einem bemitleidenswerten Kind, das wegen des Krieges von seinen Eltern getrennt sein musste, ein Zuhause zu geben, bis es wieder zurückkehren kann. Nach dem Krieg... Und der würde ja hoffentlich nicht mehr lange dauern...

Tannenwalde war ein noch recht junger Ort, erst 1919 gegründet. Er entwickelte sich im Lauf der Jahre zu einem rund 150 Siedlungen und 1000 Einwohner zählenden hübschen kleinen Flecken.

Mit der Samlandbahn erreichte man Königsberg in ungefähr einer Viertelstunde, mit anderen Fahrzeugen in einer halben Stunde.

Doch als die 360.000 Bürger Königsbergs und seiner Vororte am 26. August 1944 abends schlafen gingen, da ahnten sie nicht, dass dies die letzte Nacht ihres bislang weitgehend sorglosen Lebens sein würde. Dass das Leben, wie sie es bis dahin kannten und liebten, nicht mehr existieren würde.

Der Angriff kam völlig unerwartet und entsprechend gab es kaum Luftabwehr der Deutschen Truppen. In den frühen Morgenstunden des 27. August flogen 220 britische Lancaster-Bomber über das neutrale Schweden nach Königsberg. Ihre Bomben galten ausschließlich den zivilen Wohnvierteln im Norden der Stadt.

Die Zerstörungen waren immens, aber wer nun dachte, das Schlimmste sei vorbei, der irrte.

Drei Tage später waren es 650 Bomber der Royal Airforce mit dem Ziel „Zentrum der Stadt“. Mit dem Feuersturm ihrer Phosphor-Brandbomben verwandelten Sie die einst blühende, 700 Jahre alte Stadt in eine ausgebrannte Ruinenlandschaft.

Später wird es heißen, die gezielten Angriffe auf die Zivilbevölkerung sollten die Soldaten an der Front demoralisieren und sie zum Aufgeben bewegen. Doch die Kriegspropaganda griff noch gut und zumindest wer in Königsberg hätte aufgeben wollen, der musste klammheimlich verschwinden... Sowie es Martha, die Tante von Siegfried, schon getan hatte. Sie war bereits nach Sachsen geflüchtet, Adresse unbekannt...

Geschätzt 4.500 Königsberger starben, 200.000 wurden obdachlos... Rückblickend kann einem durchaus der Gedanke kommen, dass die vielen Toten es gut getroffen haben mit ihrem Schicksal, angesichts dessen, was noch kommen sollte...

Die Geschichte des kleinen Siegfried Kaesse fängt natürlich schon viel früher an. Bei der Zerstörung Königsbergs war er gerade mal 8 Jahre alt. Seine Kindheit war, wie die meisten Kindheiten damals: Streng, aber schön.

Aber lassen wir ihn doch selbst zu Wort kommen...

Meine Kindheit war, ich will mal so sagen: ganz normal. Wir wohnten im Farmring in einem Haus zur Miete. Zusammen mit der Familie Luschnat und deren Kindern Manfred und Anneliese. Anneliese war eine Woche jünger als ich, Manfred zwei Jahre älter. Wir sind zusammen aufgewachsen, haben zusammen gespielt, viel miteinander unternommen - was Kinder im Vorschulalter eben so machen. Wir spielten in den Gärten und auch auf der Straße, denn damals gab es ja noch kaum Autos. Versteckspielen war natürlich auch sehr beliebt.

Im Winter fuhren wir auf dem Weiher Schlittschuh. Die Kufen musste man sich unter die Stiefel schnallen. Meine Mutter war alles anderes als begeistert, denn damit hat man sich die Stiefel leicht ruiniert.

Meine Eltern waren strenggläubig und in diesem Sinn wurde ich auch erzogen. Daher habe ich auch keinen Kindergarten besucht, denn Kindergärten waren damals schon sehr nationalsozialistisch geprägt. Und mit den Nazionalsozialisten hatten es meine Eltern nicht so. Für sie war Gott die Richtschnur des aufrichtigen Verhaltens. Es gibt zwar ein Foto von meinem Vater vor einem Hitlerbild, das bei uns an der Wand hing. Aber ein Bild von „Führer“ hing damals in jedem Haushalt. Wer keins hatte war persé verdächtig... Wer also keinen Ärger wollte, der tat gut daran, ein Foto von Adolf aufzuhängen.

Die Erziehung fand also hauptsächlich zuhause statt und maßgeblich durch meine Mutter. Sie hat mir schon im Vorschulalter Lesen und Schreiben beigebracht. Die Schrift war damals noch die deutsche Schreibschrift „Sütterlin“ und als ich eingeschult wurde, da konnte ich das alles schon perfekt.

Mein Vater hat mich immer mal wieder nach Königsberg mitgenommen, denn er hat dort gearbeitet, als Mechaniker in einer Wäscherei. Egal, was mein Vater tat - er war immer korrekt gekleidet. Immer gute Hose, Hemd, Weste, Jacke. Wenn er Holz im Keller sägte, dann zog er sich vielleicht mal das Jacket aus. Sonst nie.

In Königsberg gab es regelmäßig eine Gewerbe-Schau gab, die wir auch einmal besuchten. Ich weiß es noch wie gestern... Es war ein warmer Tag, ich ein kleiner Knirps und das Gedränge war riesengroß. Ich habe nach Luft geschnappt und jeder weiß ja eigentlich, wie das ist, wenn man weit unten ist und große Menschen um einen herum sind. Mein Vater hat mich dann einfach auf die Schulter genommen und wir sind dann auch aus dem Messegelände raus. Es war fast wie eine Art großes Volksfest, durch das sich Menschen dicht an dicht durchschoben.

Mein Vater hat auch zu Hause auch viel gemacht und sein Hobby war die Fotografie. Er hat sehr viel fotografiert und unten im Keller hatte er sein Labor. Gott sei Dank hat meine Tante Martha, eine Schwester meines Vaters, viele Fotos mitgenommen und damit gerettet, als sie Königsberg verließ. Sonst hätte ich gar keine Fotoerinnerungen an unser Haus und im Lauf der Jahre wären diese Erinnerungen sicher für immer verblasst...

Mein Vater Hugo-Adelbert war ein echter Königsberger, er wurde dort am 8. Mai 1888 geboren. Meine Mutter Frieda, geborene Urgien, war auch Ostpreußin, wurde am 12. Juni 1902 in Kallwischen geboren und wuchs auf einem Bauernhof außerhalb Königsbergs auf.

Sie hat meinen Vater erst spät geheiratet. Wie die beiden sich kennengelernt haben, wie die Hochzeit zustande kam, das weiß ich nicht, davon haben sie nie erzählt. Ich weiß aber, dass mein Vater vor der Ehe mit meiner Mutter schon einmal verheiratet war. Aus seiner ersten Ehe gab es keine Kinder und auch ob die Ehe geschieden wurde oder seine Frau starb, weiß ich nicht. Das war damals einfach kein Thema.

Wir sind als Familie jedes Jahr in den Sommerferien zu meinen Großeltern mütterlicherseits auf den Hof gefahren, der außerhalb von Königsberg lag. Aber da mein Vater ja arbeiten musste, blieb er nur kurz und ist dann alleine wieder nach Tannenwalde zurück. Er hat also, während wir auf dem Land waren, in Königsberg gearbeitet und dort seine Pflicht dort erfüllt. Und meine Mutter hat, wie sich das für eine gute Tochter gehört, die gesamte Ferienzeit, in die ja auch die Ernte fiel, bei ihren Eltern ausgeholfen und damit ebenfalls ihre Pflicht erfüllt.

Wir Kinder hatten dort die schönste Zeit, auch wenn wir ordentlich mit anpacken mussten. Aber immer nach unseren Kräften und es hat Spaß gemacht, zu helfen. Soviel an der frischen Luft zu sein und abends, nach einem guten Abendbrot, müde, aber glücklich, in die Betten zu fallen, das war herrlich!

Außerdem waren dort natürlich auch andere Spielkameraden, die man sonst nicht so oft sah. Für mich war es immer die schönste Zeit des Jahres.

Vaters Schwestern Martha und Emilie, die beide in Königsberg lebten, waren bis 1944 öfter bei uns in Tannenwalde zu Besuch. Und mein Vater nahm mich immer wieder zum Besuch der beiden Tanten in die Stadt mit.

Mein Vater hatte auch zwei Brüder, die beide nicht alt wurden. Waldemar, geboren 1884 und 1933 gestorben, und Bruno, geboren 1887 und bereits 1920 gestorben. Es gibt ein Foto der drei. Mein Vater ist der rechts, in der SD-Uniform. Im ersten Weltkrieg war er Berufssoldat im

Sanitätsdienst des 300.000 Mann Heeres. Seinen Dienstgrad von damals, den weiß ich nicht mehr.

Wir haben von den beiden Fliegerangriffen im August 1944 zwar den Lärm mitbekommen und gesehen, wie die Stadt brannte, aber Tannenwalde wurde nicht getroffen. Mein Vater und ich sind nach dem zweiten Angriff in die Stadt gefahren um zu schauen, was noch steht.

Es war entsetzlich. Wir liefen vorbei an rauchenden Häusern, von denen oft nur noch die Außenmauern standen, durch verschüttete Straßen und sahen weinende Menschen, die verzweifelt nach ihrem verbliebenen Eigentum oder, viel schlimmer, nach ihren Angehörigen suchten.

Emilies Haus war zerbombt, doch sie selbst fanden wir nicht. An die Wände der Häuser hatten Menschen ihre Namen geschrieben und wohin sie geflohen waren, aber der Name meiner Tante stand nicht mit drauf... Der Krieg kam nun nicht mehr als Nachricht aus dem Volksempfänger. Der Krieg war grausame Wirklichkeit geworden.

Kapitel 2:

Ende der Kindheit

Seit diesem Tag, dem Tag nach dem zweiten großen Angriff in der Nacht auf den 30. August 1944, war das Leben, das wir kannten, das wir liebten, nicht mehr existent. Bis dahin ging ich ja, wie alle anderen auch, zur Schule und auch wenn es streng war, hat es mir Spaß gemacht.

Doch nach dem Angriff war Schule kein Thema mehr. Ich war in der dritten Klasse, ab und zu wurde noch Unterricht abgehalten, aber ansonsten war man mit Überleben beschäftigt. Viele Menschen waren obdachlos, viele geflohen, als es noch ging. Ein halbes Jahr lang schlugen wir uns so durch...

Der Luftschutzkeller wurde zum am meistgenutzten Raum in der Zeit. Es kam jeden Tag echte Alarm, aber auch Probealarme gab es viel. Und waren wir doch mal wieder in der Schule, dann gab es für jeden Schüler einen Löffel Lebertran. Wer das mal schlucken musste, der weiß, wie

grausig das schmeckt. Außerdem gab es Sauerkraut. Immer abwechselnd - an einem Tag Lebertran, am anderen Sauerkraut.

Das Kraut schmeckte allerdings viel besser und ist ja auch wirklich gesund. Sauerkraut konnte man zwar auch nicht mehr kaufen, aber die Schule hat es wohl von den Bauern der Umgebung bekommen, denn das Kraut machte ja jeder Hof in großen Mengen selbst.

Von der dritten Klasse ist bei mir also nicht viel hängengeblieben. Es war Stückwerk, immer vom Kriegslärm überschattet. Die Alliierten flogen über Königsberg in die Mitte des Reichs, meistens waren es englische Verbände. Vielleicht auch mal Amerikaner, aber so genau konnten wir das nicht nicht ausmachen. Immer wieder fielen Bomben.

Es war aber nicht so, dass wir nun ständig verängstigt herumsaßen. Nein, im Gegenteil - wir Kinder haben die Bombensplitter gesammelt. Die waren für uns wie Trophäen, auf die wir stolz waren und die wir uns gegenseitig zeigten. Es war wie ein Wettbewerb: „Wer findet den größten Splitter“. Das war natürlich nicht ganz ungefährlich, denn die Dinger waren oft sehr scharfkantig und man konnte sich leicht verletzen. An den Bombensplittern haben wir uns aber nur selten verletzt. Viel gefährlicher waren da schon die abgeworfenen Kugelschreiber, die in Königsberg oft gefunden wurden.

Die hatten es in sich. Denn natürlich warfen die Bomber keine Kugelschreiber ab, damit die Bevölkerung des Feindes etwas zum Schreiben hatte. Nein, diese harmlos aussehenden Dinger waren kleine Bomben, die explodierten, wenn man den Drücker betätigte. Die konnten einem die ganze Hand wegsprengen.

Wir wurden immer wieder gewarnt, diese Dinger auf keinen Fall auch nur anzufassen, wenn wir sie mal sehen sollten. Wenn man sie fand, dann musste man dem Sprengmittelräumdienst Bescheid sagen und der hat sie dann gesichert.

Unser Leben spielte sich also in erster Linie zwischen den Trümmern beim Splittersammeln und dem Luftschutzbunker ab. Die Versorgungslage mit Lebensmitteln war damals aber noch relativ gut.

Wir hatten ja nicht nur eigene Vorräte, sondern auch noch die der Einwohner, die geflohen waren. Und die Vorräte im Bauernhof der Eltern meiner Mutter, aber da hatte sich in den letzten Jahren auch einiges getan. Mein Opa, der Vater meiner Mutter, war inzwischen gestorben und die Oma hatte dann den Knecht geheiratet.

Als sie dann selbst starb, hat der Knecht wieder geheiratet. Damit war für mich diese „Linie“ keine wirklich Familie mehr und der Kontakt kam auch nicht mehr zustanden. Es blieben nur die schönen Erinnerungen an die Ferien, die Erntezeit, alle aus der Zeit, als ich meine „Original-Großeltern“ noch hatte... Aber nun hatten wir wenigstens die Vorräte vom Hof, den diese neue Familie verlassen hatte...

Unser Tannenwalde war ja kein typisches Bauerndorf, sondern eher Königsberger Randgebiet. So wie heute die Großstädter „aufs Land“ ziehen, weil es dort grüner und schöner ist als in der Stadt.

Wir wohnten damals im Farmring in einen kleinen Haus. Das waren damals alles einheitliche Häuser gewesen, die 1935 gebaut wurden. Heute würde man sie wohl Siedlungshäuser nennen. Meine Eltern haben damals, als das Haus fertig war, da drin geheiratet. Davon gibt es auch noch ein Foto...

Der Herbst kam, der Winter kam, die letzte Kriegsweihnacht, das letzte Kriegssilvester. Nun hatten wir 1945 und jeder fragte sich, was das neue Jahr wohl bringen würde. Schlimmer konnte es ja wohl nicht mehr werden. So dachten wir. Doch am 28. Januar kamen die Russen... Nicht auf einmal, erst vereinzelt.

Der Farmring, in dem unser Haus stand, hatte eine Art Wendemöglichkeit am Ende der Straße. Dort stand auch ein Haus und vom Dach dieses Hauses konnte man die ganze Straße überblicken. Und auf einmal stand da ein Mann, genau auf dem Dach... Wir konnten ihn von unserem Haus aus sehen.

Ein Mann also, ein Soldat, mehr konnten wir nicht erkennen. Vielleicht war es ja auch ein Deutscher, der die Lage überblicken wollte...? Mehr konnten wir nicht ausmachen.

Meine Eltern waren natürlich besorgt und wiesen mir an „Junge, bleib im Haus, lass Dich ja nicht blicken!“ Also blieben wir im Haus und der Soldat auf dem Dach ruhig. Es gab keinen Anlass für ihn zu schießen, es war ja niemand auf der Straße. Und inzwischen ahnten wir, dass es wohl ein Russe sein müsse. Den ganzen Nachmittag hockte er da oben auf dem Dach und am Abend, da waren sie dann da, die vielen, die sehr vielen Russen.

Sie gingen die ganze Straße ab, von Haus zu Haus. Jetzt begannen die Plünderungen. Auch in unserem Haus hing, wie in jeder Wohnung damals, ein Bild von Adolf Hitler. Aber das hatte mein Vater in weiser Voraussicht gerade noch rechtzeitig verschwinden lassen...

Mein Vater war ja nicht nur ein Techniker in der großen Wäscherei in Königsberg gewesen, sondern auch kulturell interessiert. Und er war ein sehr belesener Mann und er hatte eine große Bibliothek, die sein ganzer Stolz war.

Und nun kamen die Russen in unser Haus und vielleicht haben sie gedacht, dass hinter den Büchern etwas von Wert sein könnte. Die Bücher selber waren für sie ja wertlos, denn sie verstanden kein Deutsch. Und so rissen sie alle, wirklich alle Bücher aus den Regalen und warfen sie auf den Boden. Meinem Vater muss das Herz geblutet haben... Aber als die Soldaten wieder fort waren, am 29. Januar, sehe ich meinen Vater noch vor mir, wie er Buch für Buch wieder ins Regal stellte.

Was sonst noch in den Häusern passierte, mit den Frauen und Mädchen, davon haben wir nur gehört, aber es nie direkt mitbekommen. Aber es muss furchtbar gewesen sein und wir waren einfach nur froh, dass dieser Kelch an uns vorübergegangen war...

Wir dachten wieder, dass nun alles vorbei sei und dass es schlimmer nicht mehr werden könne. Doch was dann kam, dass hätte sich niemand von uns in seinen schlimmsten Träumen vorstellen können...

Kapitel 3:

Durch die Hölle

Wir waren fest davon überzeugt: Wenn die Russen erstmal weg sind, dann bleiben wir in unserem Haus und der Krieg zieht weiter. Eine andere Vorstellung gab es nicht für uns. Eine andere Zukunft war für uns völlig undenkbar.

Aber dann kam der 30. Januar. Die Russen trieben alle Einwohner von Tannenwalde aus dem Haus, in die eiskalte Nacht. . „Dawei,dawei“ riefen und drängten sie, „Weiter, weiter!“

Die Temperaturen lag weit unter -20 Grad. Wir haben natürlich alle miteinander geredet und uns gefragt „Wie kalt ist es wohl wirklich ? Wie lange hält man solche Temperaturen aus? Ohne ein Dach über dem Kopf? Im Wald, ohne Schutz?“

Gott sei Dank hatten die meisten der Menschen Winterkleidung an und manche konnten noch Decken mitnehmen, so dass die Nacht zwar schwer zu überstehen war, aber zumindest die meisten Menschen überlebten.

Doch am nächsten Tag wurde es noch schlimmer. Denn nun holten die Russen plötzlich viele deutsche Männer und trieben sie zusammen. Zu unserem großen Entsetzen auch meinen Vater. Es hieß, Partisanen hätten russische Soldaten ermordet und dafür würden nun 40 deutsche Männer erschossen..

Sie führen meinen Vater und die anderen Männer weg - und dann hörten wir Gewehrfeuer. Wir waren verzweifelt, entsetzt - und überzeugt, dass mein Vater nun tot ist. Und von dem Zeitpunkt an war meine Mutter mit mir und dem kleinen Jürgen ganz auf sich gestellt.

Es begann die entsetzliche „Wanderung“. Wir wurden aus dem Wald geholt und es begann ein Marsch kreuz und quer durch Ostpreußen. In eisiger Kälte, immer angetrieben von den russischen Soldaten. Die natürlich sehr angespannt waren, denn die ganze Situation war für alle schlimm. Wie der ganze Krieg, der uns dieses Elend eingebrockt hatte.

Wie wir später erfuhren, hatte die Vertreibung einen kriegstechnischen Grund. Die Zivilbevölkerung vor den Toren Königsbergs war den Rotarmisten im Weg, denn Königsberg, war damals noch Festungsstadt und hatte sich noch nicht ergeben. Ohne die Zivilbevölkerung war die

Belagerung der Stadt aber offenbar besser zu organisieren und so wurden wir aus dem Frontgebiet entfernt. Nicht aus Mitmenschlichkeit, sondern aus rein taktischen Gründen.

Es wurde ein Todesmarsch, auch wenn diese Ostpreußenodyssee, die wir mitmachten, nicht unter diesem Namen in die Geschichtsbücher einging. Aber solche todbringenden Gewaltmärsche gab es nun, nachdem die russische Armee die Grenze des Deutschen Reichs überschritten hatte, überall.

Eiseskälte, kaum etwas zu essen, viele der Vertriebenen am Ende ihrer Kräfte. Wer nicht mehr mithalten konnte, wurde erschossen. Am Straßenrand. Einfach „Peng“ und tot. Es wurden immer mehr, die ihr Leben verloren. Denn wer schafft es schon, 20 bis 30 Kilometer am Tag zu laufen, im tiefsten Winter?

Viele Babys, Kleinkinder und alte Leute starben an Entkräftung oder erfroren einfach. Überall im Land, das haben wir später erfahren, standen zurückgelassene Kinderwagen mit toten Babies darin. Wieviel Trauer, wieviel Verzweiflung muss es bei all den Eltern gegeben haben, die ihre Lieblinge nicht retten konnten... Aber es gab auch tiefe Trauer und Verzweiflung bei den Russen, die auch so viele Soldaten und Zivilisten verloren hatten in diesem Krieg.

Wenn man wissen wollte, wo der Elends-Treck unterwegs war, dann musste man nur der Spur der Leichen folgen. Der Treck war lang, unendlich lang. Hunderte und Hunderte von Menschen, man sah am Anfang des Zuges nicht das Ende...

Kam der Treck unterwegs an einem verlassenen Dorf vorbei kam, dann wurden die Häuser von den Menschen sofort nach Essbarem untersucht. Und da war niemand zimperlich. Hunger kann sich keine Zimperlichkeit leisten.

Lag da eine verendete Kuh oder ein totes Pferd, dann stürzten sich die Menschen auf den Kadaver und schnitten sich Fleischstücke heraus. Oder sie fanden in den Kellern der verlassenen Häuser und Bauerngüter Lagerkartoffeln, die noch verwertbar waren.

Die Kartoffeln an den Rändern der Holzmieten waren meistens gefroren und damit nicht mehr zu verwenden. Aber tatsächlich gab es doch noch Kartoffeln, die gekocht werden konnten. Und in manchen Anwesen gab es auch noch Eingemachtes, das man essen konnte. Aber bei so vielen Menschen hat es nie für alle gereicht. Immer mit im Treck dabei, immer allgegenwärtig, immer quälend und für viele tödlich: Der Hunger.

Ob sich das heute überhaupt noch jemand vorstellen kann? Wie es ist, nicht einfach den Herd einschalten zu können und sich eine warme Mahlzeit zuzubereiten? Aber irgendwie schafften viele Menschen es doch, eine Feuerstelle wieder anzuheizen und die Vorräte zu warmen Mahlzeiten zu verarbeiten.

Dabei war ja selbst das Wasserholen ein Problem, denn die Brunnen waren entweder gefroren, oder voll mit Gerümpel. Oder noch schlimmer: es lagen Leichen darin, die verwesend das Wasser vergifteten und den ganzen Brunnen damit unbenutzbar machten.

Also gab es nur die Möglichkeit, Schnee aufzutauen und das geht nun mal nur mit Feuer. In den Küchen der Häuser wurde also aus Schnee Wasser zum Trinken und zum Kochen. Manche brieten das Fleisch der Tierkadaver auch direkt am Spieß über dem Feuer. Meine Mutter hat es fast immer geschafft, etwas zu kochen. Und doch, egal, wie froh man war über etwas zu Essen, satt waren wir nie wirklich lang.

Inzwischen waren wir schon fast zwei Monate unterwegs und es war in meiner Erinnerung ein schon warmer Frühlingstag im März. Sonst waren wir täglich unterwegs, immer weiter, immer weiter. Doch dann erreichten wir das Dorf Hindenburg. Dort haben wir das erste Mal mehrere Tage hintereinander gerastet. Es tat gut, nicht ständig laufen zu müssen...

Hindenburg musste eigentlich ein neu gebautes Dorf gewesen sein, denn da standen viele neue Siedlungshäuser. Die wurden natürlich von den Offizieren und Soldaten besetzt, die dann ein Dach über dem Kopf hatten. Hindenburg war aber auch eine gute Essensquelle, denn in den Kellern der vielen verlassenen Häuser waren ja noch Vorräte.

Meine Mutter hatte großes Glück, denn sie durfte für die Offiziere kochen, Und dabei fiel natürlich auch etwas für sie, für Jürgen und für mich ab.

Und manch ein Soldat hat ihr auch etwas zugesteckt. Das war sogar offiziell, denn die Lebensmittel, die sie für's Kochen brauchte, bekam sie von den Offizieren und sie brauchte somit nichts für uns zu stehlen.

Die Russen wussten ja, dass sie zwei kleine Kinder hat und sie wussten auch, was Hunger bedeutet. Ich habe es immer so gesehen: Sie waren Soldaten. Aber in erster Linie waren sie Menschen, die diesen Krieg sicher nicht gewollt hatten. Ich habe später erst erfahren, dass russische Soldaten den ganze Krieg über keinen Heimaturlaub bekommen haben. Jahrelang weg von daheim, immer den Tod im Nacken, das steckt niemand so einfach weg...

Doch auf einmal hieß es „Die Deutschen machen einen Gegenangriff“ und Hals über Kopf waren alle russischen Soldaten verschwunden. Und tatsächlich waren auf einmal wieder deutsche Soldaten da, mit ihren Armeefahrzeugen. Natürlich wurden sie von allen Seiten angebettelt „Nehmt uns mit, bitte, nehmt uns mit!“

Und tatsächlich haben uns die deutschen Soldaten auch geholfen, aber viel konnten sie auch nicht ausrichten. Und mitnehmen konnten sie niemanden. Es war zwar eine ihrer Aufgaben, die Zivilbevölkerung zu schützen. Aber andererseits hatten sie auch ihren Kampfauftrag und dabei konnten sie niemanden mitnehmen.

Nach zwei Tagen waren die deutschen Soldaten weitergezogen und die Russen tauchten wieder auf übernahmen den Treck erneut. Und wieder ging es weiter, weiter, immer weiter...

Kapitel 4

Die neuen Bauern

Während wir weiter und weiter zogen, folgten den russischen Soldaten die russischen Bauern, die die jetzt besiegten Gebiete besiedeln sollten. Es entstanden Kolchosen und die wurden auch sofort bewirtschaftet. Es war ja im Prinzip alles da. Die Äcker, alle Maschinen, denn die konnten die flüchtenden deutschen Bauern ja nicht mitnehmen. Wer flüchtete, der hatte nur seinen Pferdewagen so hoch es ging beladen und dann nichts wie weg.

Oft mit dabei Wertgegenstände, Kleidung, vielleicht noch persönliche Papiere.

Und für diese landwirtschaftlichen Geräte hatte sich von uns Deutschen auch keiner interessiert, denn wir waren ja überwiegend Städter und verstanden nichts von richtiger Landwirtschaft.

Wir haben auch gar nicht so richtig mitbekommen, woher die russischen Bauern kamen; jedenfalls waren sie auf einmal da und übernahmen Hof nach Hof. Und so begannen, sie die Böden zu bestellen, Kartoffeln zu säen und alles, was sie eben so von daheim kannten. Was inzwischen schon auf den Äckern stand, das kannten sie teilweise gar nicht und hielten es für Unkraut, obwohl es eine Mischung von verschiedenen Getreiden war. Und ein gutes Viehfutter, aber niemand konnte es ihnen erklären.

Leicht war es sicher auch für die russischen Bauern nicht, so fern von ihrem eigentlichen Zuhause neu anzufangen, auch wenn es „geschenktes Land“ war.

Am 6. Mai kamen wir völlig erschöpft in Tilsit an... Die Russen fuhren auf Ihren LKW durch die Straßen und grölten aus hunderten Kehlen immer wieder „Hitler kaputt, Hitler kaputt“.

Sie wußten wohl schon, dass der Krieg für sie gewonnen und damit aus war. Deutschland kapitulierte am 8. Mai, der Krieg war nun auch ganz offiziell aus. Die Russen hatten also Recht gehabt. Aber wir konnten es nicht fassen. Die ganzen Verluste, die Strapazen, die vielen Toten, die zerbombten Häuser – sollte das wirklich alles umsonst gewesen sein...?

Unser Treck war nun kaum noch bewacht und so waren wir alle bemüht, irgendwo eine Unterkunft zu finden. Das war gar nicht so schwer, denn die Häuser dort waren auch schon lange verlassen worden.

Wir waren davon überzeugt, dass unser Vater seit Januar, seit unserer Vertreibung aus Königsberg, tot war. Doch dann passierte in Tilsit etwas, was wir nie für möglich gehalten hatten: Auf einmal kam uns mein Vater entgegen!

Er bog in die Straße, in der wir gerade standen, ein und lief uns fast in die Arme. Was für eine unglaubliche Überraschung, was für eine Freude, auch wenn die Umstände durchaus nicht zum Freuen waren!

Ich hatte ja schon mal erwähnt, dass ich in einer strenggläubigen Familie groß geworden war und da habe ich das erste Mal meinen Vater hören sagen „Das war Gottes Wille, dass wir uns wiedergefunden haben. Das war Gottes Wille“.

Doch in den Zeiten, die auf uns zu kamen, hörte ich ihn dann auch oft sagen „Was haben wir verbrochen? Was haben wir getan, dass Gott uns so straft?“

Bis Januar 1945 haben wir jeden Abend gebetet und es wurde auch oft aus der Bibel vorgelesen. Doch seit unserer Flucht und auch nach dem Wiedersehen mit unserem Vater war das Dasein nur ein einziger Kampf ums Überleben. Der ständige Versuch, dem Hunger irgendwie Herr zu werden.

Kapitel 5:

Hunger

Mein Vater wurde von den Russen zur Demontage eingesetzt. Alles, was die Russen für ihre eigene Industrie, für ihre Wirtschaft brauchen konnten, wurde abgebaut, auf Lastwagen geladen und nach Russland geschafft.

Es war eine schwere Arbeit, 12 Stunden am Tag, der Hunger immer dabei. Extrarationen für die schwere Arbeit gab es nicht und meine Mutter musste immer schauen, wie sie uns alle durchbrachte...

Den Russen war es gleich, ob wir lebten oder starben. Denn wenn ein Mann die schwere Arbeit nicht überlebte, dann waren immer noch genügend andere da, die arbeiten konnten. Ein Menschenleben galt nichts mehr. Nach ein paar Wochen war die Demontage beendet und wir wurden uns selbst überlassen.

Der Krieg war aus, niemand hielt uns mehr fest und wir wußten erst nicht, wo wir bleiben sollten. Vielen anderen ging es so und wir waren viele

Königsberger. Wir berieten uns und schließlich zog es uns wieder nach Hause. Wir verließen Tilsit und machten uns auf den langen und beschwerlichen Weg zurück in die Heimat.

Wir wußten nicht, was uns erwarten wird. Steht das Haus noch oder ist es zerbombt? Wir hofften so sehr, dass es heil geblieben war. Es war doch alles, was wir hatten...

Ich war in diesem Haus auf die Welt gekommen, war dort aufgewachsen. Wir machten uns also auf den Weg, im Gepäck die Hoffnung auf ein neues, gutes, friedliches Leben nach dem Krieg.

Manche Menschen heute mögen denken: Der Krieg war aus, nun kam der Alltag zurück. Doch „der Krieg war aus“ bedeutete nur die Sicherheit, dass es keine Kämpfe mehr gab zwischen den deutschen und den gegnerischen Soldaten. Mehr nicht. Doch nach diesem furchtbaren Krieg gab es dann eine ganz andere, eine furchtbare Sicherheit: die des Hungers.

Wie wir den langen Weg zu Fuß überlebt haben, kaum etwas zu essen, sowieso schon am Ende unserer Kräfte durch die letzten, furchtbaren Monate, kann ich mir heute gar nicht mehr vorstellen.

Wieder mussten wir laufen, laufen, laufen, nach Essen suchen, auf die Gnade von Menschen angewiesen, die uns etwas gaben. Wie schon auf dem langen Weg nach Tilsit, quer durch Ostpreußen, starben auch auf diesem Weg zurück in die Heimat die Menschen wie die Fliegen.

Wir überlebten, sogar der kleine Jürgen, mein Pflegebruder, was wirklich an ein Wunder grenzte. Bei Jürgen frage ich mich rückblickend: „Wie es wohl seinen Eltern ging? Ob sie noch lebten, ob sie an ihn dachten?“ Damals - ehrlich gesagt - interessierte es niemanden, denn wir waren nur mit Überleben beschäftigt.

Im Herbst kamen wir in Tannenwalde an und hofften, dass wir wieder in unser Haus einziehen konnten. Endlich wieder ein sicheres Dach über dem Kopf. Es war doch Frieden, der Krieg aus, da musste es doch endlich wieder einen Lichtblick geben. Ein normales Leben...

Aber die Hoffnung war sofort zerstört. Das Haus stand noch, das schon. Aber jetzt lebte eine junge russische Soldatin darin. Diese Soldatinnen hießen bei uns „Flintenweiber“. Ihre Worte „Weg hier, jetzt mein Haus!“ ließen keinen Zweifel daran, dass sie nicht beabsichtigte, dieses Haus zu verlassen.

Meine Frau Barbara und ich trafen sie bei einem Besuch in der alten Heimat im Jahr 2000 als alte Frau wieder, immer noch in diesem Haus, und sie freute sich über unser Geschenk, das wir ihr mitbrachten. Dafür durfte ich mein Haus besichtigen. Als Andenken habe ich das gleiche Foto auf der Treppe dieses Hauses gemacht wie damals mein Vater mit seiner Familie...

Die Soldaten hatten die leerstehenden Häuser von ihren Kommandanturen entweder zugewiesen bekommen oder sie kurzerhand einfach besetzt. Alle Häuser, alles, was darin war, die Möbel, die Kleidung, der Hausrat, einfach alles, gehörte nun den Russen. Und wir, als die Verlierer des Krieges, konnten nichts machen...

Meine Frau und ich trafen D 2000 als alte Frau, immer noch in diesem Haus, und sie freute sich auf unser Geschenk. Dafür durfte ich mein Haus besichtigen. Als Andenken habe ich das gleiche Foto auf der Treppe dieses Hauses gemacht wie mein Vater mit seiner Familie.

Und so blieb uns nichts anderes übrig, als uns in einem Resthof rund 300 Meter außerhalb von Königsberg einzunisten und dort mit dem Überlebenskampf weiterzumachen. Niemand mochte uns, wir waren nur noch mehr Konkurrenten im Kampf um Lebensmittel.

Königsberg war von den Russen inzwischen in Kaliningrad umbenannt worden. Wer in der Stadt war, der durfte nicht mehr hinaus. Von den einstmals 300.000 Bewohnern lebten nur noch 45.000 Menschen in der Stadt. Ach, was heißt „leben“? Sie kämpften ums Überleben. Ihre Feinde waren der Hunger und der Typhus. Beide machten reiche Ernte, so viele Menschen starben.

Ich weiß wirklich nicht mehr genau, wie Mutti es geschafft hat, immer wieder etwas zu Essen zu organisieren. Auch ich war täglich unterwegs, um irgendetwas zu Essen aufzutreiben. Ich ging auf Betteltour bei den

Russen um ein paar Kartoffeln oder etwas Brot. Und ich bekam auch immer mal wieder etwas, denn die Russen mochten Kinder und ich tat ihnen wohl auch leid.

Ich durchsuchte leerstehende Häuser nach Essbarem. Manchmal gab es ja noch unentdeckte Keller mit Vorräten, die die Bewohner hinterlassen hatten. Aber ich war nicht der Einzige, der auf diese Idee kam, und so wurde es immer weniger, was wir dort fanden...

Auch die Abfallkübel der russischen Familie durchsuchte ich nach essbaren Abfall oder Kartoffelschalen. Doch genug war es nie. Und dann kam er wieder, der unerbittliche und bitterkalte Winter. Und mit ihm die schwere Aufgabe, nicht nur irgend etwas zum Essen zu finden, sondern auch noch Brennbares für den Kanonenofen, damit wir warme Mahlzeiten kochen konnten. Beides war Mangelware.

Bei Rettungsaktionen heißt es oft „Frauen, Alte und Kinder zuerst“. Beim Verhungern galt das leider auch. Am 21. April, als ich nach Hause kam, sagte mein Vater „Jürgen ist tot, ich habe ihn im Garten vergraben.“ Was ich gedacht habe? Ich weiß es wirklich nicht mehr genau, bestimmt aber „Ein Esser weniger“. Es hatte also alles nichts genützt, dass Mutti immer erstmal ihm zu Essen gab, bevor sie selbst etwas aß. Und so war auch sie völlig ausgezehrt und am Ende ihrer Kräfte.

Eine Woche später, aber Ostersonntag 1946, war auch sie tot. Verhungert, mit gerade mal 44 Jahren. Mein Vater sagte „nun müssen wir Mutter beerdigen.“. Wir beide gruben im Garten des Restgutes ein Loch, danach schleppten wir beide meine Mutter in einem Laken zu diesem Loch und deckten sie mit Erde zu.

Am Kopf des ärmlichen Grabes, nach der trostlosen Beerdigung, setzte mein Vater einen kleinen Vogelbeerbaum und sagte „...damit wir sie mal wieder finden.“ Es wäre schön gewesen, ihr Grab wiederzufinden. Doch es gab diese Möglichkeit nicht mehr. Es wurde damals ja auch nicht offiziell notiert, wer wo starb. Es interessierte auch niemanden, denn es starben so viele. Sie wurden begraben, irgendwo, wo es halt ging und dann ging der Kampf ums Überleben weiter...

Im Jahr 2000 war ich mit meiner Frau Barbara im Tannenwalde und wir haben nach dieser Stelle gesucht. Aber durch viele Veränderungen in der Gegend und den Straßenbauch war ihr Grab unauffindbar. Wahrscheinlich war es längst durch Bauarbeiten zerstört worden...

Kapitel 6

Weihnachten 1946

Nun waren mein Vater und ich alleine. Zum Trauern war keine Zeit - Vati und ich wurden vom Restgut verjagt, das nun auch in russische Hände fiel, und kamen in die Baracken eines ehemaligen Kriegsgefangenenlagers.

Das wir überhaupt noch am Leben waren, grenzt an ein Wunder. Die Eroberung Königsbergs hatten wir ja nicht aus nächster Nähe miterlebt, weil wir außerhalb der belagerten Stadt lebten und dann monatelang „unterwegs“, sprich: kreuz und quer durch Ostpreußen getrieben worden waren.

Die Gräueltaten der russischen Armee bei der Eroberung der Stadt waren entsetzlich und bar jeder noch so schrecklichen Fantasie. Und sie waren die Rache für die nicht minder unfassbaren Gräueltaten und Morde der deutschen Soldaten an der russischen Bevölkerung während des Krieges.

Auch waren die russischen Menschen vom Hitlerregime offiziell als „Untermenschen“ klassifiziert worden. Ein Freibrief für rücksichtslose und entwürdigende Behandlung der Russen auch von der deutschen Zivilbevölkerung, wo immer sie auf Russen trafen. Das rächte sich jetzt tausendfach.

Es konnte auch niemand mehr aus Königsberg fliehen, denn die Stadt war nun hermetisch abgeriegelt und die Menschen wurden systematisch ausgehungert. Wir erfuhren erst Jahre später, dass dies die von Stalin verordnete Rache für die Blockade Leningrads.

Denn zwischen September 1941 und Januar 1944 hatte Hitler Leningrad abriegeln lassen, im Norden der Stadt unterstützt von Finnland.

Leningrad, früher und auch heute wieder St. Petersburg, war bis dahin eine blühende Stadt mit fast drei Millionen Einwohnern und einer blühenden kunsthistorischen Geschichte gewesen.

In alten Filmen aus der Zeit vor dem Krieg sieht man elegant gekleidete Menschen in den Straßen flanieren, lachen, das Leben genießen. Wenn sie geahnt hätten, was im September 1941 beginnen würde...

872 Tage dauerte die Blockade der Drei-Millionen-Stadt an der Newa und ist damit die längste Belagerung einer Stadt im Zwanzigsten Jahrhundert. In dieser Zeit verhungerte fast ein Drittel der Bevölkerung, zwischen 800.000 und einer Million Menschen.

Hunde, Katzen, Vögel und andere Kleintiere waren schnell verspeist. Doch selbst Tapeten, Fensterkitt und sogar Suppe aus gekochtem Leder – man aß, was man herunterschlucken konnte...

Aber auch die verhungerten Menschen wurden in der Not, der Verzweiflung und dem jede Skrupel abtötenden Hunger von ihren Mitmenschen aufgeessen. Die Strafe der sofortigen Exekution bei Entdecken von Kannibalismus schreckte niemanden mehr ab...

So ein Horror, so eine Massenvernichtung, die wird nicht vergessen. Und nun sollten die Einwohner Königsberg genau dasselbe erleben, was den den Leningrädern damals angetan wurde.

Mein Vater und ich kamen im Lager in eine Baracke, die mit unzähligen Menschen vollgestopft war. In einer Ecke gab es für uns ein Bett, in dem mein Vater und ich zusammen schliefen. Unser einziger „Luxus“ waren ein paar Decken, die wir aus dem Restgut, nachdem Jürgen und Mama starben, hatten mitnehmen können. Und die Kleidung, die wir am Leib trugen. Das war unser einziger Besitz.

Mehr war uns von unserem alten Leben nicht geblieben. Aber immerhin hatten wir nach der harten Arbeit des Tages ein Nachtlager in einem geschützten Raum. Als es kalt wurde, konnten wir, wenn es denn Brennmaterial gab, im Kanonenofen, der noch aus der Zeit des Kriegsgefangenenlagers stammte, Feuer machen.

Die Monate gingen ins Land, ein reiner Überlebenskampf und wir wurden immer dünner. Die Adventszeit kam, aber was sollte man feiern? Mein Vater hatte, was die Hoffnung auf Gottes Hilfe angeht, längst aufgegeben...

Und dann kam der Heilige Abend 1946. Mein Vater war nie der Mann großer Emotionen gewesen. Kuscheln, Küsschen für die Kinder, das galt damals als unmännlich. Meine Mutter, ja, die hatte uns lieb, aber mein Vater nie.

Und so wunderte ich mich dann doch sehr, dass er mich, als wir am Morgen des 24. Dezember, wie immer frierend und unglücklich, auf dem gemeinsamen Bett lagen, von hinten „umarmte“. Er schlang seine Arme um mich und presste sich ganz fest an mich. Doch war das für eine Umarmung? Er umschlang mehr meinen Hals als meinen Körper. Und wieso wurde sein Griff immer fester und fester. So fest, dass es richtig wehtat und mir fast die Luft wegblieb...

Auf einmal wußte ich, was mein Vater vor hatte. Er wollte mich töten! Damit ich dieses Elend, die Not, diesen Hunger, nicht mehr ertragen müsse. Er meinte es sicher gut und wollte nun etwas tun, was ihm sein Glauben nie erlaubt hätte. Was er nie hätte tun wollen. Doch ich wollte nicht sterben! Ich wollte weiterleben! Es konnte doch nicht alles umsonst gewesen sein? Und so wand ich mich mit aller Kraft aus seinem Arm und sprang auf.

Mein Vater war schon so geschwächt, dass er meiner Gegenwehr nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Er lag auf dem Bett und krümmte sich in entsetzlichen Bauchkrämpfen, denn er litt, wie so viele, unter schwerer Ruhr...

Diese Krämpfe hatten er und ich ja immer wieder gehabt, denn die Eingeweide waren durch das Hungern und die merkwürdigen „Lebensmittel“, die wir manchmal herunterschlangen, ständig gereizt oder entzündet. Durchfallerkrankungen waren an der Tagesordnung und da kam dann natürlich kein Arzt...

Meine Mutter war, im April 1946, ein halbes Jahr vorher, einfach nicht mehr aufgewacht, lag morgens tot in ihrem Bett. Mein Vater hatte einen

elenden, qualvollen Tod. Und ich saß auf der Bettkante, musste dieses Sterben mitansehen und konnte nichts für ihn tun.

Mein Vater starb an diesem Heiligabend 1946. Einem Tag, der einmal der Höhepunkt unseres Lebens war. Voller Liebe, Wärme, Kerzenschein. Voller Hoffnung und Glauben an einen guten Gott. Das alles war lange vorbei...

Es war bitterkalt, der Boden tief gefroren. Die Männer im Lager holten Vati ab und sagten, sie würden ihn in den Wald bringen und beerdigen. Ich wollte mitgehen, aber die Männer sagten nur „Junge, tu Dir das nicht an...“

Denn es konnte gar keine Beerdigung geben, weil der Boden war einfach zu hart gefroren war. Was genau mit den Menschen, die in diesen eisigen Tagen starben geschah, das weiß ich nicht. Ich hoffe, Vati wurde einfach mit Schnee bedeckt und dann beigesetzt, als der Boden nicht mehr gefroren war.

Nun war ich ganz allein auf der Welt. Von meiner Familie lebte nur noch die Tante Martha, aber die war weit weg und wie hätte ich zu ihr kommen sollen? Selbst wenn ich Königsberg hätte verlassen können – wie hätte ich es zu ihr schaffen sollen? So einen Marsch hätte ich nicht überlebt.

Und ich musste nun schauen, wie ich allein zurecht kam...

Kapitel 7

Überleben

Hunger, immer nur Hunger... Seit dem 28.2.1945, dem Tag des Beginns unserer Odyssee durch Ostpreußen, bis etwa Februar 1947 habe ich nur von dem gelebt, was entweder die Natur ja Nach Jahreszeit noch hergab, wie Brennnesseln, Löwenzahn, frische Knospen, Obst, Beeren, Pilze, Bucheckern.

Die Bucheckern haben wir geschält und dann wie Nüsse gegessen. Mit den Pilzen musste man sich auskennen, damit man keine giftigen erwischte...

Oder ich lebte von dem, was ich in verlassenen Häusern, Ruinen und Scheunen fand oder was ich erbettelte und dann mit den anderen Kindern teilte.

Mir blieb ja nichts anderes übrig, als mich selbst zu kümmern, dass ich irgendwie überlebe. Wir Kinder fanden uns in Gruppen zusammen, denn organisiert hatte man bessere Chancen zu überleben. Wenn es galt, durch enge Kellerfenster zu den Vorräten noch nicht ausgeräumter Häuser zu kommen, dann war ich gefragt. Ich war so klein und zart, dass ich durch Luken passte, wo andere nicht durchkamen. Wir wurden nie erwischt, was ein Riesenglück war.

Und was immer wir ergatterten, wir teilten alles. Hätte sich jemand aus der Gruppe mit etwas Essbarem aus dem Staub gemacht und es allein vertilgt, wäre das der Ausschluss aus der Gruppe gewesen und damit sein sicherer Tod.

Ich kann mich erinnern, dass wir mal ein Säckchen mit Erbsen auftrieben. Erbsensuppe, das war so etwas wie ein ostpreußisches Nationalgericht, würde ich mal sagen. Erbsen brauchen ja eine lange Zeit zum Kochen, selbst, wenn man sie einweicht. Und dafür brauchte man Holz und das war knapp. Richtiges Feuerholz gab es schon lange nicht mehr. Aber in den verlassenen Häusern fanden wir immer mal wieder Brennbares. Tische, Stühle, Hocker, was immer aus Holz war und brannte. Auch viele Bäume mussten dran glauben, aber da das frische Holz war brannte es nicht gut. Doch abgestorbene Äste, die wir fanden, die brannten. Wählerisch durfte man nicht sein.

Und man brauchte jemanden, der das Kochen überwachte und immer wieder umrührte. Auch ich war da oft dran. Aber es lohnte sich, denn dann hatten wir ja immerhin etwas zu essen.

Einmal hatte ich mich zu einem abgeernteten Kartoffelacker geschlichen und mich ganz klein in die Furche gehockt. Bei der Ernte wurden immer mal wieder Kartoffeln übersehen und die kratzte ich nun aus der Erde. Auf einmal wurde auf mich geschossen. Ob aus Versehen oder mit Absicht, das werde ich wohl nicht mehr erfahren. Aber ich war so schwächig, dass ich mich fast unsichtbar in der Furche machen konnte. Ob ich Angst dabei hatte? Nein, tatsächlich nicht. Es war mir egal. Ich dachte „Wenn ich

getroffen werde, dann bin ich halt hin. Was soll's? Dann ist das Elend wenigstens vorbei.“ Im Überlebenskampf stumpft man ziemlich ab.

Nahrungstiere wie Hühner, Schweine, Kühe und so weiter gab es ja schon lange nicht mehr. Und bis zum Ende der Blockade Königsbergs im Jahr 1947 gab es dann auch keine Katzen, Hunde, Ratten, Igel, Vögel mehr...

Die russischen Bauern hatten dann Kühe, die sie mitbrachten. Aber die wurden in ihren Ställen sehr gut bewacht, da war kein drankommen...

Aber es kam in diesen Zeiten auch vor, dass Menschen starben und man sich dann fragte, wo sie eigentlich geblieben waren... Ich erinnere mich, dass einer Mutter die Tochter gestorben war und danach war die Leiche verschwunden. Aber es gab auf einmal wieder etwas zu essen.... Auch auf unserem kleinen Feuer stand mal ein Topf mit gekochtem Fleisch. Ich probierte es und wunderte mich, dass es so süßlich schmeckte... Als ich wissen wollte, was das sei, sagte man mir nur „Frag nicht und iss!“

Da es schon lange kein einziges Tier mehr in Königsberg gab, nicht mal mehr Hunde, Katzen, Ratten, Eichhörnchen, Igel, Vögel fragte ich auch wirklich nicht nach...Einmal gab es Fleischsuppe, die im Kessel gekocht wurde. Als ich sie probierte, da schmeckte das Fleisch merkwürdig süßlich... Als ich mich wunderte und fragte „Was ist das denn für Fleisch?“, da sagte der, der die Suppe im Kessel umrührte nur „Frag lieber nicht“. Da wußte ich Bescheid...

Was hatten wir für eine Wahl? Einen toten Menschen verrotten lassen – oder ihn aufessen? Für Skrupel war kein Platz, es ging um das nackte Überleben.

Ob ich mich noch an Namen oder Schicksale meiner Mit-Kinder erinnere? Nein, das tue ich nicht, denn Namen und Geschichten interessierten damals nicht. Wir waren eine Notgemeinschaft, keine Freunde. Und die Gruppen setzten sich ja auch immer wieder neu zusammen, weil immer irgendwer nicht mehr auftauchte... Die Lebensgeschichten der anderen interessierten uns nicht. Es ging um das nackte Überleben... Der Hungertod war die Normalität geworden.

Der Satz „Wir hatten nur das, was wir am Leib trugen“, klingt einfach. Fast schon ein wenig romantisch. Aber mit „na, wir waren eben ärmlich gekleidet“-Romantik hatte das nichts zu tun. Unsere Kleidung war dreckig, oft mit Löchern oder Rissen, waschen konnten wir sie selten. Wir müssen schrecklich gestunken haben...

Wir alle hatten Kopfläuse und am ganzen Körper die Krätze. „Krätze“ kommt von Kratzen und wenn man sich die Haut aufkratzt, weil alles juckt, gibt es Entzündungen. Und Entzündungen sind schon bei gut genährten Kindern nicht ungefährlich. Viele der halb verhungerten Gestalten, die wir Kinder von Königsberg ja waren, überlebten die Infektionen nicht...

Jeden Tag drehten sich unsere Gedanken nur um „Was finden wir heute zu Essen?“. Natürlich gab es einen Schwarzmarkt. Er war zwar verboten, aber das war egal. Wir hatten nichts zu verlieren.

In verlassenen Häusern fanden wir manchmal Gegenstände von Wert, die ihre Besitzer nicht mit auf die Flucht nehmen konnten. Wen interessiert schon das Tafelsilber, ein Gemälde oder sonst etwas „Nicht Essbares“, wenn man Hals über Kopf sein Zuhause verlassen muss? Diese Dinge konnten wir, wenn wir viel Glück hatten, gegen Lebensmittel tauschen. Nicht gegen Geld natürlich.

Wozu auch? Denn deutsches Geld hatte war wertlos geworden und Rubel bekamen wir dafür nicht, denn kein Deutscher besaß Rubel. Und auf dem Schwarzmarkt waren ja nur Deutsche unterwegs. Nur Essbares, zum Heizen oder etwas zum Anziehen zählte.

Das Leben war mühselig, der Hunger und der Tod allgegenwärtig und ich wundere mich heute noch, wie ich all das Grauen, die Aussichtslosigkeit und Mühsal überlebt habe. Aber mein Lebenswille ließ mich durchhalten. All das Elend, die Not, die Verluste der Familie - das alles konnte doch nicht umsonst gewesen sein.

Inzwischen nahm die Bevölkerung Königsbergs wieder zu, denn es wurden nun Russen angesiedelt.

Zuerst kamen nur die Frauen der Offiziere, aber von denen war für uns nichts zu erwarten, außer weggejagt zu werden. Die Bauern, die angesiedelt wurden, waren sehr unterschiedlich. Manche behielten alles, was sie hatten. Allerdings hatten die meisten selbst nicht viel... Doch von manchen gab es auch mal eine Kartoffel oder eine Scheibe Brot, sie zeigten Mitleid mit uns Kindern. Diese hilfsbereiten Bauern wußten, was Hunger bedeutet...

Es fiel uns aber nicht leicht, bei den Russen nach Essbarem zu fragen, denn uns war von Kindesbeinen an ja der Hass auf Russen eingetrichtert worden. Und irgendwie hatten wir auch Angst vor ihnen, weil uns ja auch Gräuelmärchen über sie erzählt wurden. Aber ich denke, die Russen hatten sicher auch keine gute Meinung von den Deutschen, denn sie haben sehr unter ihnen leiden müssen im Krieg. Und doch gab es für mich nie „den bösen Russen“, denn es gab immer solche und solche. Besonders mitleidig mit uns Kindern waren die Älteren, besonders die Frauen. Wir hatten ja keinen Spiegel, aber ich denke, wir müssen grauenhaft ausgesehen haben, absolut mitleiderregend, wie wir so halb verhungert, dreckig und zerlumpt an den Häusern klopfen und bettelten. Wir haben damals auch Dank der Barmherzigkeit derjenigen Russen überlebt, die uns etwas gegeben haben.

Es kamen aber nicht nur russische Bauern in unsere Gegend, sondern auch Zivilisten, denn die Stadt Königsberg sollte ja wieder bewohnbar gemacht werden. Viele von ihnen kamen sicher nicht freiwillig, sondern wurde auf Befehl der russischen Regierung umgesiedelt.

In den Baracken, in denen mein Vater und ich seit 1946 gelebt oder besser gesagt „vor uns hin vegetiert hatten“, waren viele ältere Menschen, Omas und Opas gewesen. Warum hebe ich dieses hervor? 1998 war ich zu einem Treffen der Tannenwalder in Kühlungsborn. Dort traf ich nur auf den Nachwuchs derer, die nur aus Westdeutschland kamen und vor dem 28.1.1945 aus Tannenwalde geflohen waren. Von meinen Leidensgenossen der Nachkriegszeit in Königsberg habe ich nie mehr einen gesehen oder von jemandem gehört.

Im Februar 1947 wurde ich von russischen Soldaten aufgegriffen und kam in ein Kinderheim. Hier landeten letztlich alle Königsberger Kinder, die noch am Leben waren. Zumindest die, die man innerhalb der Stadt fand. Denn es gab ja auch die „Wolfskinder“. Die, die sich in den Wäldern

versteckt gehalten haben und überlebten. Wie genau sie gefunden wurden, das weiß ich gar nicht, aber da gib es ja auch viele von ihnen, die dann später Bücher darüber schrieben, wie sie überlebten.

Wir hatten ja eigentlich Angst vor den Russen, aber als wir ins Heim kamen, da war uns alles egal. Wir waren in den letzten zwei Jahren, was die Zukunftsaussichten anging, abgestumpft.

Doch nun war die Zeit des Bettelns und Stehlens, des Hunger und der Aussichtslosigkeit, je wieder ein normales Leben führen zu können, tatsächlich vorbei. Und auch wenn es im Heim sicher nicht das Paradies war – zumindest waren wir nicht mehr in akuter Lebensgefahr.

Zuerst wurden uns allen, Mädchen und Jungen, erstmal der Kopf geschoren. Denn anders wurde man Kopfläuse und ihre an der Kopfhaut klebenden Nissen, also die Laus-Eier, nicht los. Wir bekamen auch frische Kleidung, denn unsere alten Hemden und Hosen waren zerrissen, starrten vor Dreck und Ungeziefer. Die ganze alte Kleidung wurde verbrannt, damit das Ungeziefer uns nicht wieder befallen konnte... Und Schuhe hatten wir ja auch kaum noch. Meine Mutter hatte damals, auf der Flucht, mal einem Toten die Schuhe ausgezogen und mir gegeben, aber die Schuhe waren längst kaputt...

Wir durften baden – was für eine Wohltat, was für ein Luxus nach all den Jahren. Unsere von der Krätze geschundenen Körper wurden mit Kernseife gewaschen. Das war nicht angenehm, denn unsere Haut war ja durch das ständige Kratzen fast überall wund und mit den offenen Stellen musste man vorsichtig umgehen. Aber es musste sein und alles war besser als das Leben in den zwei Jahren vorher.

Jeder von uns bekam ein Bett im Schlafsaal – was für eine Wohltat! Außerdem wurden wir medizinisch behandelt, nach und nach heilte alles ab und wir fühlten uns wieder als Menschen. Das es gut abheilte lag auch daran, dass wir nun wieder ausreichend zu Essen bekamen, was für uns einfach himmlisch war.

Es war normales Essen, aber nahrhaft und wir nahmen zu und wurden wieder kräftiger. Nach zwei Jahren voller Entbehrungen, den Hungertod immer vor Augen, war jede Mahlzeit, besonders die warmen, eine

Wohltat. Betreut wurden wir von Mädchen, deutschen und russischen, die so zwischen 16 und 18 Jahren alt waren.

Es war ein ganz anderes Lebensgefühl, so nenn ich das mal. Aber es war nicht der Himmel auf Erden, denn wir waren höchstens drei Wochen in dem Heim, bis wir einigermaßen wieder hergestellt waren. Dann wurden wir auf verschiedene Arbeitslager aufgeteilt. Oder waren es Gemeinschaftsunterkünfte? Ehrlich, ich weiß es nicht mehr.... Und wo wir hinkamen, das erinnere ich auch nicht. Orte, Namen, das alles war kein Begriff für mich und es hat mich auch nicht interessiert. Mir war nur wichtig, dass ich ein Dach über dem Kopf hatte und etwas zu essen...

Es wurde uns aber auch sehr deutlich klargemacht, dass es all das, das Essen, die Unterkunft, die Kleidung, nicht ganz umsonst gibt, sondern dass wir auch etwas dafür tun mussten. Wir wurden ganz unterschiedlich aufgeteilt, viele von uns mussten in der Landwirtschaft arbeiten. Denn das Land musste ja bearbeitet werden, damit man später auch etwas ernten konnte. Und unzählige Männer, deutsche und russische, waren gestorben und fehlten nun als Arbeitskräfte. Also musste jeder ran, der irgendwie etwas machen konnte.

Wir wurden täglich irgendwo hingbracht, hauptsächlich auf die neugebildeten Kolchosen. Dort haben wir in den Ställen gearbeitet, mussten saubermachen und auch oft mit aufs Feld. Ich erinnere mich, dass wir ellenlang Unkraut gehackt haben, aber was das für einen Acker war, Rüben oder Kartoffel oder was anderes, das weiß ich nicht mehr. War ja auch egal, Hauptsache, das Unkraut war dann weg, Disteln und auch Löwenzahn. Man uns so ein Gerät in die Hand gedrückt und dann mussten wir hacken und jäten. Und es gingen immer Aufseher hinter uns her und haben kontrolliert, ob wir das alles auch ordnungsgemäß machten.

Auf den Feldern wuchs im Frühjahr 1947 aber auch noch Getreide, dass die Deutschen vor ihrer Flucht dort mal angebaut und dann nicht mehr ernten konnten. So hat es sich selbst ausgesät. Es war eine Mischung aus verschiedenen Getreidearten, das nach der Ernte dem Vieh als Futter gegeben wurde. Das kannten die Russen aber nicht und so rupften sie alles wieder raus bis auf die Gerste, die sie kannten.

Viele Felder waren auch völlig verwildert, zugewuchert mit Disteln. Und durch den Krieg waren die guten, fruchtbaren Böden, die teilweise viel Drainage-Rohre im Boden hatten, was die Russen nicht wußten, völlig darnieder. Es war ja ein Bauernland, Ostpreußen, und es waren jetzt viel zu wenige Menschen da, um alles gut zu bestellen.

Wir arbeiten jeden Tag, es gab keinen freien Sonntag oder so etwas. Außerdem wußte von uns sowieso niemand mehr, welcher Tag grad war...

Der Arbeitsdienst war nicht leicht. Aber es war alles nichts gegen das Grauen, gegen den Überlebenskampf und das tausendfache Sterben unserer Mitmenschen zwischen Januar 1945 und Ende 1947.

Trotzdem kam es immer wieder vor, dass Kinder starben, entkräftet und ausgezehrt. Die standen dann eben morgens nicht mehr auf, waren in ihren Betten gestorben. Und wenn wir von der Arbeit zurückkamen, dann waren sie schon „entsorgt“ worden...

Uns wurde gesagt: „Ihr bleibt hier, bis Ihr erwachsen seid.“ Und man wollte uns umerziehen zu guten Kommunisten. Aber dazu kam es nicht mehr.

Denn als Stalin erfuhr, dass es in Königsberg inzwischen zu Kannibalismus kam, da wurde die Blockade der Stadt beendet. Nicht aus Mitleid, sondern weil Stalin nicht wollte, dass sein Name mit solchen Themen wie Kannibalismus in Verbindung gebracht wird. Und so hieß es dann aber Herbst 1947 „alle noch in Ostpreußen lebenden Deutschen müssen das Land verlassen“.

Und so wurden wir Heimkinder im Dezember 1947 alle in Güterwaggons gesetzt und in die Sowjetische Besatzungszone in Deutschland verfrachtet.

Kapitel 8

Der Neuanfang...

Ich kam in ein Heim in Perlebeg und war nun also „in Sicherheit“. Aber wieder in einer für mich völlig fremden Umgebung. Doch eins war schön: Ich ging wieder zur Schule!. Mir fehlten ja ganze drei Jahre Unterricht, denn der hatte kriegsbedingt bereits 1944 geendet... Ich kam direkt in die 4. Klasse.

Man darf sich das aber nicht zu romantisch vorstellen. Denn in der Schule wurden die 1. bis einschließlich 8. Klasse gleichzeitig unterrichtet. 40 bis 45 Schüler auf einmal, in einem Raum, mit nur einem Lehrer.

Die erste Klasse saß ganz vorne und die achte Klasse saß ganz hinten. Der Lehrer ist dann immer von vorne nach hinten durchgegangen und hat jeder Klasse eine bestimmte Aufgabe gestellt.

Es waren Leseübungen, die man selbstständig irgendwie lesen musste. Außerdem mussten wir Rechenaufgaben lösen und irgendwas abschreiben. Es waren also mehr „Beschäftigungsaufgaben“ als echtes Lernen, aber besser als nichts. Ich konnte ja schon vor der Schule Lesen, doch in den letzten drei Jahren hatte ich wenig Gelegenheit dazu gehabt. Wer ums Überleben kämpft hat andere Sorgen als sich Lektüre zu besorgen. Und so war diese Art von „Not-Schule“ die erste geistige Beschäftigung seit drei Jahren und sie tat, aber aller Improvisation, so gut.

Bereits in dieser Zeit wurden von uns elternlosen Königsberger Kindern Fotos gemacht und wir kamen in die „Kinder suchen ihre Eltern“-Listen des Roten Kreuzes. Ich weiß, dass diese Listen teilweise noch bis in die 60er Jahre veröffentlicht wurden, im Osten wie im Westen.

Viele Kinder wußten ja nicht einmal ihre Namen, weil sie so klein waren, als sie von ihren Eltern getrennt wurden oder als die Eltern starben. Denn es wurden mit diesen Listen nicht nur die Eltern der Kinder gesucht, sondern generell Menschen, die wußten, zu wem die Kinder gehören oder wie sie überhaupt heißen. Ich blieb in Perleberg bis zum Juli 1948.

Dann, am 13. Juli 1948, erkannte mich meine Tante Martha, die Schwester meines Vaters, auf einem Plakat und meldete sich. Sie selbst konnte mich nicht aufnehmen, denn sie lebte als Kriegerwitwe mit ihre Tochter Helga in ganz armseligen Verhältnissen und hatte selbst kaum etwas zum Leben.

So kam ich auf Pflegestelle ins Erzgebirge zu Max und Ella Hähnel, in Pöhla, Kreis Schwarzenberg. Ich kam mit dem Zug dort an, wir mussten noch 3 oder vier Kilometer laufen, bis wir bei ihnen zuhause waren. Und ich fragte mich „Geht das nun immer so weiter, dass ich dauern woanders hinkomme?“

Nun hieß es auf einmal „Ella ist nun Deine Mutter und ich, Max, bin Dein Vater. Kannst Vater und Mutter zu uns sagen... Und das hier sind Deine Schwestern Christiane und Irmgard“.

Es war keine leichte Zeit, denn auch dort waren Zuwendung und Liebe Mangelware. Arbeit, die ich verrichten musste, gab es dagegen im Überfluss... Ich war schlichtweg eine Kinderarbeitskraft mit Vollverpflegung. Und später habe ich dann erfahren, dass diejenigen, die Kinder wie mich aufnahmen, vom Staat 150 Mark im Monat dafür bekamen. Das war sicher auch ein Anreiz für die beiden gewesen.

Zwei Jahre später begann ich die Ausbildung zum Feinblechner und schloss sie 1953 als Geselle ab. Uns später machte ich noch meine Mittlere Reife nach und war dann 33 Jahre bei der NVA, der Nationalen Volksarmee... Aber das ist eine andere Geschichte...

Meine Frau Barbara lernte ich 1959 kennen und lieben. Wir bekamen unsere fünf wunderbaren Kinder Bernd, Sabine, Andreas, Kerstin und Michael. Doch das Schicksal schlug noch dreimal zu, als zuerst unsere Sabine 1981 mit nur 17 Jahren starb. Michael starb am Valentinstag 2014 mit 44 Jahren und unser Bernd im selben Jahr mit 53 Jahren.

Aber es gab auch Erfreuliches. Andreas und seine Jana schenkten uns unsere Enkelin Karolin und von Kerstin und ihrem Harald kamen dann noch Julia und Annika in unser Leben.

Nach der Wende 1989 zog es unsere ganze Familie in den Westen und wir fanden in Baden-Württemberg ein neues Zuhause. Wieder ein Neuanfang, aber ein guter, und wir leben gern hier, immer im guten Kontakt mit unseren uns noch gebliebenen Kindern und ihren Familien.

Meine Kindheit in Königsberg und die furchtbaren Jahre mit Krieg, dem Überlebenskampf in Königsberg und allem, was damals passierte, hat

mich geprägt. Aber es hat mich nicht gebrochen, sondern dankbar gemacht für das gute Leben, was ich als Ehemann und Familienvater habe. Ich habe mein Leben weiterhin gemeistert und immer wieder mit Hürden zu kämpfen gehabt, die mir das Leben in den Weg stellte. Aufgeben war aber nie eine Option, denn unterm Strich war mein Leben schön.